Wilhelmine von Hillern

Höher als die Kirche

Students' Library

Concordia Teachers' College

River Forest, Illinois

Class

Book H

7388

CONCORDIA UNIVERSITY
PT2358.H3H7 C001 V
HOHER ALS DIE KIRCHE 5 AUFL BER
3 4211 000084571
WITHDRAWN

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit.

Paetel's
Miniatur-Ausgaben-Collection.

CONCORDIA COLLEGE
RIVER FOREST
ILLINOIS
LIBRARY

CONCORDIA COLLEGE
RIVER FOREST
ILLINOIS
LIBRARY

Höher als die Kirche.

Eine Erzählung aus alter Zeit

von

Wilhelmine v. Hillern,

geb. Birch.

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

Fünfte Auflage.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Dr. Georg Paetel.)

1911.

8 33.8/2
H 652h

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

~~7388~~

Mit leichter Hand und – so verständig,
Als würde Geschnitztes wieder lebendig.

Goethe.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_Y0-CDC-160

Gewiß sind schon viele meiner freundlichen Leser auf einer Reise in die Schweiz durch das liebliche Breisgau geflogen und haben mit Wohlgefallen die weichen Linien unseres Kaiserstuhls und die in blauen Duft gehüllten Vogesen verfolgt, die ja nun „wieder unser" sind. Sie haben es auch sicher nicht ohne Theilnahme gehört, als die Schrecken des Krieges sich bis an die Ausläufer des Schwarzwaldes wälzten, und von dem kleinen stillen Städtchen Altbreisach, jenseits des Kaiserstuhls, aus der erbitterte Kampf um Neubreisach entbrannte. Es interessirt daher meine freundlichen Leser vielleicht, eine harmlose Sage aus Breisachs Vergangenheit zu hören, welche sich als poetische Arabeske um das alte Städtchen am Oberrhein schlingt.

Sie kam mir, nachdem ich sie längst vergessen, wieder in den Sinn, als ich in einer kalten Winternacht auf der Höhe unseres Schloßberges stand und dem Bombardement des Fort Mortier lauschte. Es war eine rauhe, unheimliche Nacht. Der Sturm rüttelte mit wahrer Wuth an dem Gipfel des Berges und schien uns die Mäntel vom Leibe reißen zu wollen; auch der letzte Neugierige hatte sich verloren, Niemand mehr war weit und breit um mich her, als das Mädchen, welches ich zur Begleitung mitgenommen, und mein treuer Beschützer, ein großer Hund, der jeden neuen Windstoß und jedes Rascheln im Laub ankurrte und anbellte. Ein anderer Hund, tief unten am Fuß des Berges, wurde von seiner gellenden Stimme aufgeschreckt und antwortete mit einem kläglichen Geheul, das gar unheimlich durch die Stille drang.

„Wenn ein Hund heult, stirbt Jemand," bemerkte meine Begleiterin fröstelnd.

„Da drüben werden auch wohl genug Menschen sterben," sagte ich und schaute hinüber über das weite nächtige Thal, wo hinter dem Kaiserstuhl

eine rothe Lohe auf- und niederschwankte — der Brand von Neubreisach. Schwere Schneewolken verdunkelten den Mond, und die Röthe hob sich um so greller von dem schwarzen Hintergrund ab. In regelmäßigen Intervallen stiegen die Bomben wie Leuchtkugeln am Horizont auf und zogen mit Gedankenschnelle im weiten Bogen ihre Bahn herüber, hinüber, und wenn sie einschlugen in den Feuerherd, so wallte die sich senkende Gluth neu auf, und schwer und langsam folgte dem Aufblitzen der Geschütze jener wunderbare Donner, den nie vergißt, wer ihn einmal gehört — jene majestätischen Hammerschläge, mit denen der große „Schmied von Sedan" ein altes Reich zerschlug und ein neues zusammenschmiedete. Und auch die von drüben blieben keine Antwort schuldig, und herüber und hinüber dröhnten die wuchtigen Schläge, unerbittlich Menschenwerk und Menschenleben zermalmend, und der Brand Neubreisachs leuchtete als Schmiedefeuer zu der furchtbaren Arbeit.

Tief unten zu unseren Füßen lag, wie im bangen Traume, die Stadt Freiburg mit ihren zer-

streuten, matt schimmernden Lichtern. Die Fenster aber waren dunkel, die Stadt hatte die Augen geschlossen; und wie eine schwarze Schwanenmutter, die ihre Küchlein um sich geschaart, so ruhte das gewaltige Münster mit seinem schlanken Thurm inmitten der niedrigen Häuser des Marktes, die sich wie Küchlein in der Dunkelheit unter seine Fittige zu verkriechen schienen. Es schlug zwölf von dem zu uns aufragenden Thurm, und größere und kleinere Uhren nah und ferne trugen die Botschaft weiter, daß wieder ein banger Tag der schweren Zeit um und ein vielleicht noch bangerer beginne. Todtenstille lagerte über der schlummernden Stadt, während hinter unseren Bergen so nahe das Verderben wüthete. Nur das Tod verkündende Geheul des einsamen Kettenhundes drang fortwährend zu uns herauf, und der brausende Sturm sang mit dem Kanonendonner zusammen ein düsteres, gewaltiges Lied von Kampf und Noth.

„Wenn sie nur das Münster nicht zusammenschießen," sagte meine Begleiterin, „heute Abend hieß es, die Franzosen zielten auf das Münster."

Das Münster — das ehrwürdige Breisacher

Münster mit seinen gothischen Thürmchen, seinen frommen Sagen, seinen silbernen und goldenen Monstranzen von unvergleichlicher Arbeit und seinem kostbaren Altar, einem Meisterwerk der Holzschneidekunst, wie es wenige giebt!

Und versunken plötzlich wie mit einem Zauberschlag war die finstere Winternacht mit ihrem Schlachtenlärm vor meinem inneren Auge, und ich stand in Breisach auf dem Münsterplatz und schaute von der stattlichen Anhöhe aus weit hinein in die lachende, grüne Rheinebene hinüber nach Frankreich, dem damals noch ruhigen Nachbar, der schon in so manchem Kampfe dies Ruhekissen des heiligen römischen Reichs, wie Breisach vor Zeiten hieß, bedroht hatte. Da lag es wieder vor mir in seiner stolzen Ruhe, das altersgraue Gebäude, und über ihm wölbte sich ein sonniger blauer Himmel. Zu Füßen des Berges, auf dem das Städtchen bis zum Münster malerisch ansteigt, floß breit und majestätisch der grüne, deutsche Rhein hin, und wenn ich mich über die niedrige Einfriedigungsmauer bog, konnte ich von oben herab in die kleinen, engen Straßen mit ihrem harmlosen

Treiben blicken, wie in eine von Kindern erbaute Stadt. Mein Fuß schritt weiter auf dem weichen, grünen Rasenplatz rings um das Münster. Ein paar verspätete alte Mütterchen keuchten mit Gesangbüchern und Rosenkränzen den Berg herauf, und aus der geöffneten Kirchthür drang Weihrauchgeruch und mischte sich mit dem Duft der blühenden Fliederbüsche. Das Meßglöcklein ertönte, die Maikäfer summten, und einige kleinbürgerlich geputzte Kinder tummelten sich im Grase, noch unbekümmert um ihr Seelenheil, für das die Mutter drinnen in der Kirche betete. Selbst der „Münsterfimpel", der den Fremden immer die Mütze hinstreckt, hatte heute seinen besten Rock an, denn es war Sonntag und ein Sonnentag im wahren Sinne des Wortes. Durch die offenen Bogen des Kreuzganges schimmerten die grünen Wogen des Stromes so hell, daß man kaum den Blick darauf heften konnte, und die französische Schildwache drüben über der Schiffbrücke, welche noch freundnachbarlich Alt- und Neubreisach verband, hielt sich, geblendet von dem Sonnenbrand, die Hand vor die Augen.

Ich flüchtete mich in den Schatten hinter der Kirche, um den Gottesdienst abzuwarten; da war es so still und kühl und so friedlich, es gemahnte mich an das schöne Wort Eckhart's: „Hinter der Kirche blühe die blaue Blume der Zufriedenheit.“ Jetzt kündete drinnen das geheimnißvolle Schellen der Monstranz das hohe Wunder der Wandlung an, jetzt sanken die Gläubigen lautlos, verhüllten Angesichts, in die Knie vor dem leibhaftig gewordenen Gott, — ein zweites Schellen — ein drittes — jetzt war der Gott an ihnen vorbeigeschritten, und sie konnten sich erheben, neu gestärkt und belebt — gestreift von dem göttlichen Leib! Ich schaute zu einem der hohen Fenster hinein. Ein voller Sonnenstrahl fiel auf den herrlichen holzgeschnitzten Hochaltar, wo Gott, Vater und Sohn mächtigen Schwunges in Haltung, Bart und Gewändern die allerseligste Jungfrau zur Himmelskönigin krönen, umgeben von einem Chor jubilirender Engelschaaren. Mit Gedankenfluß und Gedankenbiegsamkeit schien sich hier der ungefügige Stoff des harten Holzes unter der Hand des Meisters gestaltet zu haben. In solcher Hand mußte ein

Zauber wohnen, — der Alles bezwingende Zauber des schöpferischen Genius!

Und als die Messe zu Ende war und die Andächtigen wieder den steilen Berg in der Sommerhitze hinunterstiegen, da trat ich ein in das kühle steinerne Haus, das noch von bläulichen, wohlriechenden Wolken durchzogen war. Hoch über meinem Haupte bog sich unter der Wölbung der Kirche zierlich die Spitze des Altars um, wie eine zu hoch aufgeschossene Blumenranke, die sich der Decke des Gewächshauses beugen muß. Ich liebe solchen Schwung, der weit über die ihm gesteckten Grenzen hinausreicht, sich ihnen aber doch zu rechter Zeit zu fügen weiß. Und auf meine Fragen nach dem Schöpfer dieses herrlichen Werkes erzählte mir der Meßner die harmlose Künstlersage, die sich an seine Entstehung knüpft. Ich erzähle sie treulich wieder, und sollte meine Phantasie mit etwas lebhafteren Farben malen als die Tradition, so möge es verziehen sein, da ich keinerlei Bürgschaft für die Wahrheit meiner Geschichte übernommen habe.

I.

Das Messer.

Es war im Jahre des Heils 1511, als zwei stattliche Männergestalten über den Rasen des stillen Münsterplatzes hinschritten. Der eine, etwas ältere, mit fein gebogener Nase, vollem graublonden Bart und langen Locken, die reich unter dem rothen Sammetbarett niederfielen, schritt so majestätisch einher, daß man es auf den ersten Blick sah, er war kein gewöhnlicher Christenmensch, sondern einer, auf dessen breiten Schultern eine unsichtbare Weltkugel ruhte. Schön, groß und edel, wie man sich die Höchsten der Menschheit denkt, ein Kaiser — ein deutscher Kaiser — vom Scheitel bis zur Zehe; zugleich ein Dichter und ein Held im wahren Sinne des Wortes, Anastasius Grün's letzter Ritter — Maximilian I.

Hier in „seiner Stadt" Breisach, wie er sie nannte, ruhte der Kaiser gern aus von den Händeln, welche ihn und mit ihm die Welt bewegten, hier in dieser tiefen Ruhe und Stille arbeitete er an seinem „Weißenkunig", hier schrieb er die zärtlichen Briefe an seine Tochter Margaretha in den Niederlanden. Das jetzt so vergessene, unbeachtete Städtchen am Oberrhein, es war das „Sanssouci" Kaiser Maximilian's. Aber zur Zeit des Jahres 1511 lagerten sich auch um dies „Ohnesorge" drohende Wolken, die des Kaisers Stirn beschatteten und einen Sturm ankündeten, der ihn weit mit sich fortreißen sollte, fort für immer von dem stillen Fleck Erde, den er so geliebt. Schon glimmten da und dort im eigenen Reiche unter der Asche die Flammen des Bauernkrieges auf, und draußen regte es sich wieder feindlich in dem tückischen Völker-Vulkan, — der Verlust Mailands drohte, und der alte Drache, der Türke, tauchte in weiter Ferne neu auf — es war fast zuviel — selbst für einen Kaiser. So ging er stolzen, aber schweren Schrittes an der Umfriedigungsmauer des Münsterplatzes hin, und sein Auge hing trübe

an der heiteren Landschaft zu seinen Füßen; die unsichtbare Weltkugel drückte heute mehr denn je auf seinen Schultern.

Plötzlich blieb er stehen. „Was sind das für Kinder?“ fragte er den ihm folgenden Herrn, den edlen Ritter Marx Treitzsauerwein, seinen Geheimschreiber, und deutete auf eine Gruppe von zwei Kindern, die mit großem Eifer in einer Nische der Mauer einen jungen Rosenstock pflanzten.

Es waren Kinder so schön, wie sie nur die Phantasie eines Künstlers ersinnen kann. Ein Mädchen und ein Knabe, ersteres etwa acht, letzterer zwölf Jahre alt. Die Kleinen waren so in ihre Arbeit vertieft, daß sie den Kaiser nicht kommen hörten; erst als er dicht vor ihnen stand, fuhren sie in die Höhe, und der Bube stieß das Mädchen an und sagte ganz laut: „Du, das ist der Kaiser.“

„Was macht Ihr denn da?“ fragte Maximilian, und sein Künstlerauge weidete sich an dem reizenden Pärchen.

„Wir setzen dem lieben Gott einen Rosenstock,“ sagte der Junge unerschrocken.

„Glaubt Ihr, daß sich der liebe Gott sehr daran freuen wird?"

Der Junge zuckte die Achseln: „Je nun, wir haben nichts Besseres."

Der Kaiser lachte. „Da wird er schon mit dem guten Willen vorlieb nehmen! Wie heißest Du denn?"

„Hans Liefrink."

„Und die Kleine, ist sie Deine Schwester?"

„Nein, das ist Ruppacher's Marie, mein Nachbarskind. — Pfui, Maili, thu' die Schürze aus dem Mund!"

„Ah so — da habt Ihr Euch wohl sehr gern?"

„Ja, wenn ich einmal groß bin und ein Messer habe, dann heirath' ich sie."

Der Kaiser machte große Augen. „Braucht man denn zum Heirathen ein Messer?"

„Ja freilich," antwortete der Knabe ernsthaft, „wenn ich kein Messer habe, kann ich nicht schneiden, und wenn ich nicht schneiden kann, verdiene ich kein Geld — und die Mutter hat gesagt, ohne Geld könne man nicht heirathen, und ich müsse viel Geld haben, wenn ich die Marie wolle, weil sie eine Rathstochter ist."

„Aber," fragte der Kaiser weiter, „was willst Du denn schneiden?"

„Holz!"

„Aha, ich verstehe, Du willst Holzschneider werden. Nun erinnere ich mich auch, daß ich zwei junge Bursche Deines Namens einmal bei Dürer in Nürnberg sah — sind das Verwandte von Dir?"

„Ja, Geschwisterkind."

„Da übten Eure Väter diese Kunst?"

„Ja — und ich hab', als ich klein war, zugesehen, und nun will ich's auch lernen, aber der Vater und der Ohm sind todt, und die Mutter kauft mir kein Messer."

Der Kaiser griff in die Tasche und zog ein schönes Messer mit kunstreichem Griff und vielen Klingen heraus. „Thut's das?"

Dem Buben stieg vor freudigem Schreck eine heiße Röthe ins Gesicht, man sah's durch das grobe zerrissene Hemdchen, wie ihm das Herz schlug.

„Ja, freilich," stammelte er, „das thät's schon."

„Nun, da nimm's und sei fleißig damit," sagte der Kaiser.

Der Bube nahm das Kleinod so behutsam aus des Kaisers Hand, als sei's glühend heiß und könne ihm die Finger verbrennen.

„Ich dank' vielmals!" war Alles, was er herausbrachte, aber in den dunkeln Augen des Knaben loderte ein helles Freudenfeuer auf und überschüttete den Kaiser wie mit einem Funkenregen von Liebe und Dankbarkeit.

„Willst Du nicht zu Deinen Vettern nach Nürnberg gehen und ihnen helfen, Platten schneiden? Da giebt's viel Arbeit."

„Nach Nürnberg zum Dürer möcht' ich schon, aber Platten will ich nicht machen. Ich mag die Holzschnitte nicht leiden, die sind so flach, daß man mit der Hand darüber hinwischen kann, und so in einander drin, daß man nicht weiß, was nah' und was fern ist, und daß man sich die Hälfte dazu denken muß. Da schneide ich lieber Figuren, das sieht viel natürlicher aus, und man kann's greifen!"

„Man kann's greifen!" wiederholte der Kaiser lächelnd, „der echte Plastiker! Du wirst ein ganzer Kerl, Hans Liefrink. Du hast Recht, halte

Dich an das, was natürlich ist, und was man greifen kann — dann wird Dir's nicht fehlen!"

Er zog ein ledernes Beutelchen aus dem Sammetkollet und gab es dem Jungen. „Paß auf, Hans. Die Goldgulden da drinnen heb' auf; gieb sie Niemand, auch Deiner Mutter nicht, sag', der Kaiser hätte befohlen, daß Du sie nur zu Deiner Ausbildung verwendest. Lerne tüchtig, und wenn Du groß bist und reisen kannst, dann geh' nach Nürnberg zum Dürer, bring' ihm einen Gruß von mir und sag' ihm, wie sein Kaiser ihm einst die Leiter gehalten, so solle er nun Dir die Leiter halten, damit Du recht hoch hinaufsteigen könnest. Versprichst Du mir das Alles in die Hand hinein?"

„Ja, Herr Kaiser!" rief Hans begeistert und schlug ein in die kaiserliche Rechte und schüttelte sie herzhaft in seiner großen Freude.

„Herr Kaiser," platzte er heraus, „wenn ich einmal den lieben Gott schneide, dann mache ich ihn so wie Ihr — gerade so wie Ihr muß er aussehen."

„Gehab' Dich wohl," lachte der Kaiser und stieg mit seinem Begleiter den Berg hinab.

Der Knabe stand da, als habe er geträumt: Maili hatte trotz des Verbots einstweilen ein Loch in die Schürze gelutscht und hielt den nassen Zipfel wie versteinert in der Hand. Jetzt lief es einer Magd entgegen, die das Kind zankend zu suchen kam, und flüsterte ihr zu: „Denk', der Kaiser war da und hat dem Hans ein Messer geschenkt und viele Goldgulden." Die Magd wollt's nicht glauben, aber als sie das Messer sah — anfassen durfte sie's nicht — da mußte sie's wohl glauben, und sie rief den ganzen Berg hinunter die Leute zusammen, und Alle wollten das Messer sehen und den Inhalt des Beutels, aber den zeigte der kluge Junge Niemandem.

Andern Tags reiste der Kaiser ab, und die Geschichte mit Hans Liefrink war noch viele Wochen das Stadtgespräch von Breisach: „Freilich war es kein Wunder, der Hans Liefrink war immer ein frecher Bube gewesen und hatte das Maul vornen dran — wie sollte er sich nicht auch beim Kaiser anzuschwätzen verstanden haben!"

II.

Unter dem Kaiserbaum.

Jahre verstrichen seitdem. Hans Liefrink verlor seine Mutter, Maili die ihre, und fester und fester schlossen sich die verwaisten Kinder aneinander. Abends, wenn der Vater im Wirthshaus auf der Honoratiorenbank kannegießerte und die Haushälterin mit den Frau Basen vor der Thüre schnatterte, da stiegen die Kinder über den Zaun, der die Gärten hinter dem Hause trennte, und setzten sich zusammen, und Hans schnitzte dem Maili schöne Spielsachen und Figürchen, wie sie kein Kind in ganz Breisach hatte, und erzählte ihr von Allem, was er wußte von den schönen Bildern und Schnitzwerken, die er in Freiburg im Münster gesehen, und von den großen Meistern seiner Kunst, Waldung Grün in Freiburg und Martin Schön in Colmar; denn er ging jetzt oft da- und

dorthin, wo es was zu sehen und zu lernen gab, und lernte unermüdlich.

Stundenlang saßen sie so bei einander und erzählten sich, was sie wußten. Wenn es sich aber thun ließ, so liefen sie hinauf zum Münster und begossen ihren Rosenstock, den Hans zur Erinnerung den „Kaiserbaum" getauft. Dort weilten sie am liebsten, denn sie meinten immer, der Kaiser müsse doch einmal wiederkommen und dort oben so vor ihnen stehen, wie das erste Mal. Und oft riefen sie laut hinaus: „Herr Kaiser, Herr Kaiser, komm' wieder!"

Aber die kindlichen Stimmen verhallten ungehört in der weiten, weiten Welt, wo sich der Ersehnte im lauten Schlachtgetümmel umthat. Die Kinder warteten vergebens, der Kaiser kam nicht wieder.

So wuchsen die Kleinen heran, und der „Kaiserbaum" wuchs mit ihnen, und als hätten die zarten Fäden unbewußter Liebe in ihrem Herzen sich mit den Wurzeln des Bäumchens in eins verschlungen und verwoben, so zog es auch die Erwachsenen immer wieder zu dem Rosenstock in der Mauer-

nische, hier fanden sie sich Tag für Tag. Das Bäumchen war wie ein treuer Freund, der ihre beiden Hände in der seinen vereinte und festhielt; aber der treue Freund war leider nicht stark genug, um auch äußerlich zusammen zu halten, was die Menschen trennen wollten.

Die schöne stattliche Jungfrau Ruppacherin, die hochangesehene Rathsherrntochter, durfte nicht mehr freundnachbarlich mit dem armen Bildschnitzer verkehren; der Vater verbot es ihr eines Tages auf das Strengste, denn Hans Liefrink war nicht nur arm — er war auch nicht einmal ein Breisacher Bürgerskind. Seine Familie waren Niederländer und in Breisach eingewandert. Ein Fremder, ein armer Fremder noch dazu, war zu jenen Zeiten eine Art Paria, er konnte nicht eingefügt werden in das eingerostete, enge Geleise altherkömmlichen Brauches. Nun aber trieb der Hans auch noch nicht einmal ein ordentliches Handwerk, ein Künstler wollte er werden — das war damals so viel wie ein Beutelschneider, ein Herumtreiber, ein Hexenmeister, der ehrliche Leute durch Zaubertränkchen und Sprüche verführt. Und

9388

34.372

der Hans war auch just so eine Art Mensch, dem man derlei Hocuspocus zutrauen konnte. Den Mädels that er es an, wo er vorüberging, daß sie stehen blieben und ihm nachschauen mußten; Locken hatte er wie von kastanienbrauner Seide, und seine dunkelen Augen hatten auch so etwas Eigenes, was kein Mensch sagen konnte, sie thaten Jeden förmlich in Bann, mit dem er sprach. Was er trieb und schaffte, das wußte auch kein Mensch. Das kleine Haus, in dem er wohnte, hatte er sich gekauft, und nach seiner Mutter Tod bewohnte er's ganz allein, und Keiner ging bei ihm ein noch aus, als der berühmte und daher auch berüchtigte Bildhauer Jakob Schmidt, der eines Tages im Streit einen Breisacher erschlug und flüchten mußte. Man sagte sogar, Hans habe ihm noch zur Flucht verholfen. Seitdem war er vollends im Verruf, und sein stolzer Nachbar Ruppacher, dem der treue Spielkamerad seiner Tochter längst ein Dorn im Auge war, ließ sogar zwischen seinem und Hansens Garten eine hohe Mauer aufführen, so daß sich die jungen Leute gar nicht mehr, als beim „Kaiserbaum" treffen

konnten und auch dies nur selten, wenn es eben recht still und leer da oben war. Aber gerade dies Hinderniß schwellte den ruhig hinfließenden Strom unbewußter Gefühle in den jungen Herzen erst an, daß er ihnen über die Lippen floß. Eines Abends, als Maili lange nicht zum Rosenbäumchen gekommen war, sang Hans unter ihrem Fenster, das nach dem Garten ging, sein erstes Liebeslied:

„Am Rosendorn, am Rosendorn
Da blieb mein Herze hangen,
Und wenn Du kommst zum Rosenbaum,
Kannst Du's herunter langen.

Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n Dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir,
Hat noch kein Baum getragen.

Süß Liebchen, komm' und pflück' sie ab,
Laß nicht zu lang sie hängen,
Sonst muß sie, ach! im Sonnenbrand
Verwelken und versengen."

Und sie kam auch richtig am andern Tag und holte das Herz herunter und legte es an das ihre und schwur in seligem Erröthen, es nimmer.

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

nimmer lassen zu wollen. Und es war ein Augenblick der Wonne, so daß Hans laut ausrief: „Ach, wenn jetzt der Kaiser käme!“ als gönne er sich diese Stunde nicht allein, und als könne nur ein Kaiser sie mit ihm theilen. Der Kaiser kam aber wieder nicht, und Hans schnitt mit dem heiligen Messer, das er aus des Gesalbten Hand empfing, die Buchstaben M und H in die Rinde des Rosenstocks und eine kleine Kaiserkrone darüber. Das sollte heißen: Maria, Hans und Kaiser Maximilian.

Der Herbst verging, und der Winter kam, und da sie sich nun immer seltener sahen, sang Hans immer öfter das Lied vom Rosendorn und noch manches Andere, bis es eines Tages der Ruppacher merkte und dem Mädchen mit Fluch und Verstoßung drohte, wenn sie von dem „Lump“ nicht ließe.

So standen denn eines Abends die jungen Leute zum letzten Male unter dem Rosenstock, den sie vor acht Jahren gepflanzt. Er, ein zwanzigjähriger schöner Jüngling, sie, eine Knospe von sechzehn Sommern. Es war ein lauer Februartag, wie sie im Süden häufig sind. Der Schnee

war geschmolzen, und ein leiser Luftzug schüttelte die noch braunen, dornigen Aeste des Rosenstocks. Das Mädchen stand gesenkten Hauptes vor dem Jüngling, sie hatte ihm Alles erzählt, was sie hatte hören müssen, und schwieg jetzt. Ihre Hand ruhte in der seinen, und große Tropfen rannen ihr über die Wangen herab.

„Maili," sagte der Jüngling mit tiefem Schmerz, „am Ende glaubst Du auch noch, daß ich solch' ein schlechter Mensch bin?"

Da schlug sie voll die blauen Madonnenaugen zu ihm auf, ein schönes Lächeln glitt über ihr sanftes Mädchengesicht. „Nein, Hans, nie und nimmer. Mich soll Keiner irre an Dir machen. Sie kennen Dich Alle nicht, ich aber kenne Dich, Du hast mich erzogen und mich gelehrt, was die Andern nicht wissen, was schön und groß ist. Du hast mich zu Dem gemacht, was ich bin, wie Deine kunstreiche Hand aus einem Stück Holz ein Menschenbild gestaltet," und sie nahm seine kräftige schwielige Hand und drückte sie leise an ihre weichen, warmen Lippen. Er ließ es gern geschehen, denn die Leute wußten damals noch Nichts von

der Liebesetiquette unserer Tage, und sie faltete ihre zarten Finger über den seinen und sprach weiter: „Ich glaub' an Dich immerdar, denn Du verherrlichst Gott mit Deiner Kunst, und wer das thut in Wort oder Bild, der kann nicht schlecht sein!"

„Und willst mir treu bleiben, Maili, bis ich mich und meine Kunst zu Ehren gebracht und als ein angesehener Mann kommen kann, um Dich zu freien?"

„Ja, Hans, ich will den Fuß nicht aus meines Vaters Hause setzen, als zu Dir — oder ins Kloster. Und wenn ich sterbe, ehe Du kommst, dann will ich hier begraben sein, hier unter dem Kaiserbaum, wo wir so glücklich waren. Und gelt, dann kommst Du und rastest hier aus von Deiner Müh' und Arbeit, und jedes Rosenblatt, das auf Dich niederfällt, soll Dich gemahnen, als sei's ein Kuß von mir!"

Und sie sank in Thränen an des Jünglings Brust, und die beiden jungen bedrängten Herzen schlugen aneinander in ihrem Abschiedsschmerz, heiß und innig, und in dem Marke des Rosen-

baums regte sich's quellend wie Frühlingsahnung und Frühlingskeimen.

„Weine nicht, Maili," sagte Hans endlich, sich aufraffend. „Es wird noch Alles gut werden; ich gehe zum Dürer, wie's der Kaiser befohlen hat, und lerne vollends bei ihm aus, und wenn ich dann was Rechtes kann, dann suche ich mir den Kaiser auf, wo er auch sei, trage ihm mein Anliegen vor und bitte ihn um seine Fürsprache bei Deinem Vater."

„Ach ja der Kaiser," rief Maili, „ach, wenn doch der endlich wiederkäme, der würde uns helfen!"

„Er kommt gewiß wieder, mein Lieb," meinte Hans zuversichtlich, „wir wollen recht beten, daß der liebe Gott ihn zu uns oder mich zu ihm führt."

Und sie knieten Beide in dem feuchten kalten Wintergras nieder, und es war ihnen, als müsse Gott ein Wunder thun und den Kaiserbaum vor ihren Augen in den Kaiser selbst verwandeln.

Da, — was war das! Da schlug die große Glocke des Münsters an — langsam, feierlich, tieftraurig.

Die Liebenden schauten auf. „Was ist das — brennt es — kommen Feinde?“ Ihnen ahnte ein schweres Unglück.

Jetzt stiegen Leute den Berg herauf, die nach der Kirche wollten. Hans eilte ihnen entgegen, zu hören, was es gab, indeß Maili sich im Kreuzgang verbarg.

„Wo steckt Ihr denn, daß Ihr Nichts wißt,“ schrieen die Leute, „auf dem Markte ist es ja verlesen worden, der Kaiser ist todt!“

Der Kaiser ist todt!

Da stand der arme Hans wie vom Donner gerührt, alle seine Hoffnungen waren mit einem Schlage zertrümmert. Und als es wieder still und leer war auf dem Platz, setzte er sich auf die Bank, lehnte die Stirn in ausbrechendem Schmerz an das schlanke Stämmchen des Rosenbaums und schluchzte laut: „O mein Kaiser, mein lieber guter Kaiser, warum bist Du mir gestorben“ Da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter, Maili stand neben ihm. Es dunkelte, und nur vom Wasserspiegel des Rheins herauf schimmerte noch ein matter Widerschein der letzten Licht-

strahlen. Es hatte ausgeläutet, die eherne Todtenklage war verklungen, und es war so still und ausgestorben ringsum in der Natur, als könne es nie wieder Frühling werden.

„O Maili," klagte Hans hoffnungslos, „der Kaiser kommt nicht wieder!"

„Aber Gott ist da, und der verläßt uns nicht!" sagte Maili, und ihre blauen Augen schimmerten durch die Dämmerung wie ein paar vom Himmel verbannte Sterne, die sich wieder in ihre Heimath zurücksehnen.

Und als Hans sie so anschaute, wie sie vor ihm stand, mit über der Brust gekreuzten Armen, in ihrer jungfräulichen Reine und Demuth, da leuchtete eine hohe Freude in seinem Antlitz auf, und er faltete begeistert die Hände.

„Maria!" flüsterte er. „Ja, Gott verläßt uns nicht, er zeigt mir seine Himmelskönigin in diesem Augenblick, und wenn ich es vollbringe das zu schaffen, was ich jetzt vor mir sehe — dann bin ich ein Künstler, der keines Kaisers Hilfe mehr braucht."

Am anderen Morgen mit Tagesgrauen trat

Hans reisefertig, ein Ränzel auf dem Rücken und auf der Brust das lederne Beutelchen mit dem letzten Rest von Kaiser Maximilian's Goldgulden, aus seiner Thür, schloß das kleine Haus ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und schritt langsam von dannen. Laut und deutlich erschallte seine volle, weiche Stimme noch einmal: „Am Rosendorn, am Rosendorn da bleibt mein Herze hangen."

Leise öffnete sich in Ruppacher's Haus eines der niedrigen Fensterchen mit den runden, in Blei gefaßten Scheiben, und ein weißes Tüchlein wehte durch die Dämmerung einen stummen Abschiedsgruß. Da war es, als ob die Stimme sich bräche in Thränen, und es tönte nur noch zitternd und unsicher herüber:

„Viel Früchte trägt der Früchtebaum,
Die mög'n Dir wohl behagen,
Doch solche Frucht, das glaube mir —"

Jetzt verstummte das Lied, die Bewegung hatte den Scheidenden übermannt, und nur noch seine festen Tritte und das Klirren des Wanderstabes schallten die Straße herauf.

III.

Kein Prophet im Vaterland.

Jahr um Jahr verging, Hans Liefrink war verschollen. Man dachte seiner nur noch, wenn man an dem verschlossenen Häuschen mit den erblindeten Fenstern vorüberging, von dem man nicht wußte, wer nun zunächst ein Recht darauf habe.

Nur Eine dachte seiner für und für und hoffte und harrte in bräutlicher Sehnsucht. Kein Bitten, kein Drohen und Schelten des Vaters vermochte die Marie Ruppacherin, einem ihrer vielen Bewerber Gehör zu schenken. Nie verließ sie das Haus, als um in die Kirche zu gehen, und allabendlich nach dem Abendsegen begoß sie den Kaiserbaum, daß er stattlich heranwachse und des Treuliebsten Herz erfreue, wenn er wiederkäme. Es war ja das Einzige, was mit ihm in Zusammen-

hang stand, er hatte es mit ihr gepflanzt, es mit ihr geliebt, — sie pflegte das Bäumchen mit doppelter Sorgfalt, wie eine Mutter dem fernen Gatten das Kind pflegt, das er ihr zurückließ, damit er's recht groß und stark finde bei der Heimkehr. Und das Bäumchen wuchs und gedieh. Schon war es so hoch wie die Nische, in der es stand, und wollte darüber hinausragen, aber sie bog es in die Nische hinein und band es an der Mauer fest, so daß sich sein blühender Wipfel in die Wölbung beugen mußte.

Dies stille Thun war ihre einzige Freude, ihre einzige Erholung. In Arbeit und Gebet gingen ihre Tage hin, und ihre frischen Wangen begannen zu bleichen, ihr Vater sah es ohne Mitleid, wie sein schönes Kind immer stiller ward und trauriger, und wie sie langsam verfiel. Es war ein Glück für sie, daß die beginnenden Reformationskämpfe, die auch Breisach bedrohten, Ruppacher's Zeit im hohen Rath immer mehr in Anspruch nahmen und ihn nicht dazu kommen ließen, sein Vorhaben auszuführen und Maria mit Gewalt zu verheirathen.

Die Stürme um Breisach zogen heran, die Bauern des Kaiserstuhls standen in Waffen auf für die neue Lehre, und immer mehr Anhang strömte ihnen zu. Die Stadt zitterte für ihren alten Glauben, und während sie sich nach Außen befestigte und in Vertheidigungszustand setzte, rieth ihr Erzherzog Ferdinand, der Enkel Kaiser Maximilian's, auch nach Innen Alles zu thun, was den alten Glauben stärken und befestigen könne. Mit frommem Opfermuth that Jeder das Seine; Stiftungen und Schenkungen wurden gemacht zur Erhöhung des Ansehens der Geistlichen, zur Vermehrung und Verbesserung der kirchlichen Aemter und endlich zur Verherrlichung der idealen Gestalten des katholischen Glaubens durch Bild und Bildwerk in der Kirche selbst. Längst fehlte es an einem würdigen Hochaltar, gerade in einer Zeit, wie diese, mußte solch' einem Mangel abgeholfen werden, und man beschloß ein Werk herstellen zu lassen, welches die ganze himmlische Glorie den wankenden Gemüthern sichtbar vor Augen führe.

Eine Ausschreibung erging an die deutschen

Künstler, sie sollten Zeichnungen und Vorschläge für das Werk einsenden, und dem, der die besten einsandte, sollte die Ausführung übertragen werden. Von alledem hörte Maria nicht viel, denn sie ging nicht mehr unter die Leute, die sie schon kopfschüttelnd die Himmelsbraut nannten. Sie lebte einsam in ihrem kleinen Erkerstübchen, und immer trüber ward der Blick, mit dem sie zu dem hölzernen Christus aufblickte, den ihr Hans einst geschnitzt. Es ging nun ins fünfte Jahr, daß Hans Nichts mehr hatte hören lassen. Freilich konnte und durfte er ihr ja nicht schreiben, und Freunde hatte er in Breisach nicht. Aber solche Ungewißheit zehrt am Leben; Maria war müde nicht des vergeblichen Wartens, aber von dem vergeblichen Warten, — todesmüde.

Eines Abends setzte sie sich denn hin und begann, ihren letzten Willen niederzuschreiben. Ihr Vater war in einer Rathssitzung, so war sie allein und unbelauscht.

„Wenn ich gestorben bin," schrieb sie, „so bitte ich, daß man mich begrabe oben am Münster unter dem Rosenbaum, den ich als Kind dem lieben

Gott geweiht. Sollte Hans Liefrink jemals wiederkehren, so bitte ich —"

„Und wenn Du kommst zum Rosenbaum,
Kannst Du's herunter langen —"

erscholl es plötzlich leise, ganz leise unter ihrem Fenster.

Schneller fällt kein Stern vom Himmel, schneller springt keine Knospe auf, als das Mädchen bei diesem Ruf ans Fenster sprang und mit zitternder Stimme den Endreim wiederholte.

„Süß Liebchen, komm' und pflück' sie ab,"

antwortete es wieder von drüben über die Mauer — und das Pergament mit dem begonnenen Testament, Stift und Schreibschwärze, alles flog in die Truhe, das Mädchen aber wie ein aus dem Käfig erlöster Vogel den Berg hinan, ohne sich umzusehen, als könne das Glück, das unbeschreibliche Glück, das ihr folgte, wenn sie sich umsah, verschwinden und ein Anderer, als der Gehoffte, hinter ihr stehen. Schnelle, immer schneller werdende Tritte kamen ihr nach. Jetzt hielt sie klopfenden Herzens, athemlos am Kaiserbaum an,

und im selben Augenblick umschlangen sie zwei Arme, die Sinne schwanden ihr — es war ihr, als stiegen die Fluthen des Rheins brausend den Berg hinan, ergössen sich über sie hin und spülten sie mit hinunter, und sie klammerte sich an den starken Halt in ihren Armen, um nicht hinabzusinken in die unermeßliche Tiefe. Weiter wußte sie Nichts mehr, sie lag bewußtlos und bleich an des Geliebten Brust.

Zum Glück war Niemand weit und breit auf den Wegen, und als Maili wieder zur Besinnung kam, saß Hans auf der Bank und hielt sie zärtlich auf seinen Knieen, rieb ihr Schläfe und Hände und hauchte ihr den warmen Odem seines Lebens und Liebens ein. Lange, lange hielten sie sich schweigend umfaßt, denn die echte, rechte Liebe spricht nicht, sie küßt zuerst.

„Mein treues Lieb," sagte Hans endlich; „Du bist so bleich geworden, bist Du krank?"

Sie schüttelte mit einem seligen Lächeln das Haupt: „Nein, jetzt nicht mehr, gewiß nicht mehr! Du bliebst aber auch gar zu lange aus! Hättest Du nicht früher wiederkommen können?"

„Nein, mein Lieb, das konnt' ich nicht. Wäre ich gekommen als ein armer, unberühmter Gesell, hätte mich da Dein Vater nicht wieder mit Schimpf und Schande von seiner Schwelle gejagt? Wir hätten uns nur wiedergesehen, um uns zum zweiten Male zu meiden. Schau, drum habe ich ausgehalten, so lange als meine Lehrzeit dauerte, bis ich mir sagen konnte, jetzt darfst du um die schöne vornehme Ruppacherin freien. Ich habe die Welt gesehen und mein Auge gebildet an all' den Kunstschätzen der großen Städte, und dann bin ich beim Dürer gewesen, habe in seiner Werkstatt mitgearbeitet, und mein Name ist mit Ehren genannt unter Dürer's Schülern."

„O Hans, glaubst Du wirklich, daß das meinen Vater erweichen wird?" sagte Maria angstvoll.

„Ja, Maili — es kann mir nicht fehlen. Ich habe in Nürnberg gehört, daß der Magistrat endlich einen neuen Hochaltar für das Münster machen lassen will. Ich bin hierher geeilt, um mich um die Arbeit zu bewerben, und werde ich würdig befunden, solch' ein Werk zu schaffen — was kann

dann Dein Vater noch gegen mich einzuwenden haben?"

Maili schüttelte immer noch ungläubig den Kopf, aber Hans war voll Hoffnung.

„Schau, das alte Kaiserbäumchen, wie es gewachsen ist," rief er bewundernd aus, „das hast Du gut gepflegt! Ist es doch, als hätt' es all' das frische rothe Blut in sich gesogen, das aus Deinen Wangen gewichen ist, mein Lieb, so purpurn sind die Rosen. Gieb mir meines Liebchens Blut wieder, Du Dieb," scherzte er froh, brach eine Hand voll Rosen und strich damit sanft über Maili's Wangen, als wollte er sie schminken, aber sie blieben weiß. „Das hilft nicht, aber vielleicht hilft das?" Er küßte sie. „Hei, das ist eine bessere Schminke," lachte er und drückte das erröthende Gesicht des Mädchens in überströmender Wonne an seine Brust. „Blüh' auf, mein Röslein, blüh' auf, der Frühling kommt!"

Eine halbe Stunde später trat schüchternen Schrittes der Rathsdiener in den Sitzungssaal des hochgegiebelten Breisacher Rathhauses.

„Der hochweise Rath möge gnädigst verzeihen,"

bat er, „es ist Einer draußen, der dringend begehrt, vor den hochweisen Rath geführt zu werden."

„Wer ist es denn?" fragte der Bürgermeister.

„Es ist der Hans Liefrink," sagte der Rathsdiener, „aber schön angethan — ich hätte ihn beinahe nicht mehr erkannt."

Das war eine Ueberraschung! „Der Hans Liefrink, der Ausreißer, der Landstreicher, der bei Nacht und Nebel fortlief, Gott weiß wohin, und sich Jahre lang herumtrieb, Gott weiß wo? Was will der?"

„Er will sich um die Arbeit für den Hochaltar bewerben und seine Zeichnungen vorlegen."

„Was, mit solch' einem Lump sollten wir uns einlassen, der nie was Anderes zu Stande gebracht hat, als was jeder Kübler kann?" schrie Rath Ruppacher, und die übrigen hochweisen Herren stimmten ihm bei.

„Er soll sich scheren, woher er kam!" war der endgiltige Bescheid, „solch' ein Werk vertraue man nicht jedem hergelaufenen Stümper an, von dem kein Mensch je gehört, daß er was könne."

Der gutmüthige Rathsdiener verließ betrübt mit dem rauhen Bescheid den Saal; aber gleich darauf kam er wieder und brachte unter tausend Bücklingen eine Mappe herein.

„Der Liefrink thut's nicht anders, die gestrengen und hochweisen Herren möchten doch nur einmal seine Zeichnungen ansehen — und wenn die Gestrengen nicht wüßten, was der Hans Liefrink könne, dann möchten Sie nur in Nürnberg bei Dürer nachfragen, der werde es Ihnen schon sagen."

„Wenn sich der Kerl nicht bald fortmacht," schrie Rath Ruppacher, „so lassen wir ihn vom Büttel fortbringen."

„Gemach, gemach, Meister Ruppacher," sprach der Bürgermeister, ein ruhiger Mann, der indessen die Mappe geöffnet hatte, „die Zeichnung dünkt mich doch so übel nicht. Das ist die Krönung der Mutter Gottes im Himmel. Sieh, sieh, recht sinnreich ausgedacht."

„Aber so etwas hinzeichnen ist leichter, als es ausführen," meinten Andere. „Der Liefrink hat so was nie machen können."

„Er hat vielleicht Fortschritte gemacht" — bemerkte der Bürgermeister, „und thut's am Ende wohl billiger, als die berühmten Meister."

Diese Ansicht leuchtete Vielen ein; aber es wäre doch unerhört gewesen, wenn man solch' ein erhabenes Werk einem einfachen Breisacher Kind, wie Hans Liefrink, übertragen hätte, den Jeder als dummen Jungen gekannt, den man so aufwachsen sah, ohne je etwas Besonderes an ihm wahrzunehmen, — ja, den man so über die Achseln angesehen und verachtet hatte. Nein, es war schon um des Ansehens der Sache willen nicht zu wagen! So wurde denn Hans Liefrink unwiderruflich abgewiesen.

Aber ein Gutes hatte der Vorfall doch gehabt, die Herren waren dadurch auf den Gedanken gebracht, um sicher zu sein, daß die Arbeit in die rechten Hände komme, dem Albrecht Dürer die bisher eingelaufenen Zeichnungen zu schicken und sein Gutachten darüber zu verlangen.

Maili weinte bitterlich, als sie hörte, wie schlecht es Hans auf dem Rathhause ergangen; aber noch verzweifelte dieser nicht ganz, er hoffte auf

Albrecht Dürer, und gleichzeitig mit dem Schreiben des Gemeinderaths ging auch ein Brief Hans Liefrink's an seinen großen Freund und Lehrer ab.

Wochen verflossen den Liebenden, abwechselnd in banger Spannung und süßem, verstohlenem Glück, denn die politischen Kämpfe und Wirren des Jahres 1524 zogen die Aufmerksamkeit Ruppacher's zu sehr von seiner Tochter ab. Sie sahen sich ungestörter als je, und Maria lebte und blühte rasch wieder auf in dem neu angebrochenen Liebesfrühling. Hans hatte sein verödetes Haus wieder bezogen und sich einstweilen eine Hausthür geschnitzt, welche trotz aller Geringschätzung des heimischen Künstlers Aufsehen erregte.

Dürer's Antwort blieb lange aus, denn mit den Posten war es damals eine üble Sache, und die Leute mußten mehr Geduld üben als heutzutage, wo man, statt mit Monden und Wochen, mit Tagen und Stunden rechnet; endlich nach vier Wochen kam sie. Aber wer beschreibt das Staunen des versammelten Raths, als das Schreiben keine andere, denn die so schnöde zurückgewiesene Zeichnung Hans Liefrink's enthielt, und Dürer

schrieb: „er könne ihnen mit dem besten Willen nichts Schöneres empfehlen, als diesen Entwurf seines Freundes und Schülers Hans Liefrink, für dessen vollendete Ausführung er Bürgschaft leiste. Er begreife nicht, wie eine Stadt, die einen solchen Künstler in ihrer Mitte beherberge, sich noch an auswärtige Künstler wende. Hans Liefrink sei ein so ehr- und tugendsamer Jüngling und ein so großer Künstler, daß die Stadt Breisach stolz darauf sein könne, ihn den Ihrigen zu nennen, und Alles thun müsse, ihn zu fesseln, denn dem Liefrink stehe die Welt offen, und nur seine treue Anhänglichkeit an Breisach habe ihn bewogen, überhaupt wieder dorthin zurückzukehren."

Eine halbe Stunde nach Ankunft dieses Briefes zog eine für Breisach unerhörte Menschenmasse die enge Straße herauf. Hans, der ruhig in seiner Werkstatt arbeitete, lief an das Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Aber, o Wunder, der Zug hielt vor seinem Hause an, und laut erschallte der messingene Klopfer im Rachen des geschnitzten Löwenkopfes an seiner Thür.

Hans trat heraus, und vor ihm stand eine

Deputation des Gemeinderaths in feierlichem Aufzug, gefolgt von der Einwohnerschaft aller Straßen, die vom Rathhaus herführten.

„Was begehren die Herren von mir?“ fragte Hans erstaunt.

„Hans Liefrink,“ begann der Sprecher der Deputation, „der hochweise Rath dieser Stadt thut Euch kund und zu wissen, daß er fast einstimmig beschlossen hat, Euer Ansuchen, betreffend die Anfertigung des Hochaltars für unser Münster, zu genehmigen und zwar ohne Accordsumme und mit der Weisung, wenn Ihr Geld brauchet zum Anschaffen von Holz und so weiter, so möget Ihr es beim Rathsbuchhalter entnehmen.“

Hans schlug die Hände zusammen vor Freude: „Ist es wahr, ist es möglich! Sagt mir, hochedle Herren, wem verdanke ich dieses Glück?“

„Der Rath sendet Euch dieses Schreiben Albrecht Dürer's, welches wir Euch hier vor allem Volke vorlesen wollen,“ sagte der Wortführer und las laut den Brief Dürer's vor. Hans hatte in seiner Freude nicht bemerkt, wie Nachbar Ruppacher ingrimmig seine Fensterladen zumachte, als

beleidige das Lob des jungen Künstlers seine Ohren. Und nachdem ihn die Deputation verlassen und er allein war, zog er seinen besten Staat an, steckte einen Strauß vor und ging hinüber zum Nachbar Ruppacher, denn jetzt war der Augenblick da, wo er freien durfte.

IV.

Die Bedingung.

Maili machte ihm die Thür auf, ein leiser Schrei freudigen Schrecks — ein rascher Kuß — und sie verschwand in ihr Zimmer, wo sie klopfenden Herzens vor ihrem Betschemel niedersank und die allerseligste Jungfrau um ihren Beistand anflehte. Hans trat unerschrocken bei Rath Ruppacher ein.

„Oho, was wollt Ihr?" rief Ruppacher mit flammenden Augen.

„Ich wollte mich zuvörderst bei Euch bedanken, Herr Rath, für das Vertrauen, welches mir der hochweise Magistrat —"

„Braucht Euch bei mir nicht zu bedanken," unterbrach ihn Ruppacher verbissen, „ich habe Euch meine Stimme nicht gegeben."

„So?" sagte Hans betroffen, „das war nicht wohl gethan, Herr Rath, was hattet Ihr gegen mich einzuwenden?"

„Was, das fragt Ihr noch? Habt Ihr nicht mit meiner Tochter geliebäugelt und dem Mädel das Herz berückt, daß es nun keines ehrsamen Mannes Eheweib mehr werden will, weil Ihr ihm fort und fort im Sinne steckt?"

„Herr Rath," sagte Hans ruhig, „ich weiß einen ehrsamen Mann, dessen Eheweib sie werden will, und ich bin gekommen, ihn Euch zu bringen."

„Nun, wer wäre denn das?"

„Ich, Herr Rath!"

Ruppacher lachte laut auf: „Du? Hat man so etwas schon erlebt? Der Betteljunge wagt es —"

„Herr Rath!" fuhr Hans auf, „ich war und bin kein Betteljunge. Ich war arm, aber der soll kommen, der mir nachsagen kann, er hätte dem Hans einen Heller geschenkt! Mein Vater hat uns ernährt mit seinem Plattenschneiden, und meine Mutter hat sich und mich nach seinem Tode redlich durchgebracht mit ihrer Hände Arbeit. Das Einzige, was ich, so lange ich lebe, geschenkt bekam, das war das Messer und der Geldbeutel von Kaiser Max, und das habe ich nicht erbettelt. Der Kaiser hat mir's gegeben, weil der große Mann,

dessen Auge mit Gottesblick in die Seelen der Menschen drang, in dem armen Knaben ein Streben erkannte. Es war kein faules Almosen, faul empfangen und faul verbraucht, — mit dem Messer hab' ich gearbeitet, und die goldenen Heckpfennige habe ich gespart und zusammengehalten, bis ich sie in dem besseren Kapital meiner künstlerischen Ausbildung anlegen konnte, und wahrlich, sie haben Zinsen getragen. Ich bin kein Bettler, Herr Rath, und dulde solchen Schimpf nicht."

„Nicht, Du duldest ihn nicht?" sagte Ruppacher etwas gelassener, „nun, wo hast Du denn Deine Reichthümer? zeig' sie mir, dann wollen wir weiter sprechen."

„Hier und hier hab' ich sie, Herr Rath." Hans zeigte auf seinen Kopf und seine Hand.

„Willst Du mich narren, Kerl?" schrie Ruppacher wüthend.

„Nein, Herr Rath — ich will Euch damit nur sagen, daß ein denkender Kopf und eine fleißige Hand auch ein Reichthum ist, denn durch meinen Kopf und meine Hand entstehen die Werke, die mir Geld und Gut bringen — und glaubt es

mir, darin steckt noch viel Geldeswerth, der mit der Zeit zu Tage kommen wird."

„Und an solche Vorspiegelungen soll ich glauben, meine Tochter einem Manne geben, der alle sieben Tauben auf dem Dache, aber keine in der Hand hat?"

„Herr Rath, für die nächsten zwei Jahre habe ich für mich und meine Frau reichlich zu leben, durch die Arbeit im Münster bin ich ein gemachter Mann —"

„Auf zwei Jahre, und dann?

„Dann werden neue Bestellungen kommen —"

„So, also Ihr meint, die Welt wird Nichts zu thun haben, als sich mit Euren Schnörkeln auszuputzen? Jetzt kommen schwere Zeiten, wißt Ihr, da hat man für solchen Plunder kein Geld. Wäret Ihr noch ein ehrbarer Schneider oder Schuster, Kleider und Schuhe braucht jeder Mensch, aber wer solche brodlose Künste treibt, wie Ihr, der kann in unseren Zeiten nur mit den Bärenführern und den Schnurranten ziehen — und da könnte dann die schöne Rathsherrntochter auf den Gassen die Laute dazu schlagen. Ei, ja, das wäre so ein Spaß!"

Hans Liefrink bebte vor Empörung, aber noch nahm er sich zusammen um Maili's willen, und er entgegnete bescheiden: „Ihr kennt mich nicht, Herr Rath. Ich war ein hochfahrender Bursche, der immer mit dem Kopf durch die Wand wollte, dem ist aber nicht mehr so. Ich habe mich in der Welt umgethan und einsehen gelernt, daß die Kunst nach Brod gehen muß, wenn der Künstler nicht im Elend verkommen soll, ich habe auch das Handwerk meiner Kunst treiben gelernt, um zu leben, und wenn es sein muß, schnitze ich Wirthshausschilder und Hausgeräth, denn das brauchen die Menschen auch immer. Eure Tochter soll nicht hungern, selbst wenn der reiche Vater sie enterbt, und sobald bessere Zeiten kommen, wo auch hier die Liebe zum Schönen und zu den Künsten des Friedens neu erwacht, dann wird auch Hans Liefrink wieder ein Künstler sein dürfen!"

„Ei, und dann ist er was Rechtes — nicht wahr? wenn er ein Künstler ist!" höhnte Ruppacher, „was meinst Du wohl, Du Aff', was ich unter einem Künstler verstehe? Tagediebe seid Ihr, die zu faul sind zum Arbeiten und zu dumm, um

ein ordentliches Amt zu verwalten. Kopfhänger oder Himmelsgucker seid Ihr, die in ihrem müßigen Hirn Nichts als Wahngespinnste herumtragen und sie Anderen in den Kopf setzen. Wer auf Brauch und Ordnung hält, der merzt solch' abenteuerliches, herrenloses Gesindel aus, — damit es nicht mit seinen Gaukeleien auch Andere verführe, die noch im Boden der Pflicht und Zucht wurzeln."

„Herr Gott, gieb mir Geduld!" rief Hans Liefrink und bäumte sich auf in glühender Empörung. „Mann, Ihr seid mir heilig als Vater Eurer Tochter, sonst würde ich die Schmach anders sühnen, die Ihr mir angethan. Herr mein Gott, unter welche Menschen soll ich mich beugen, mit welchen Vorurtheilen kämpfen! Da draußen, rings um mich her, liegt eine ganze lachende, lockende Welt im ersten Sonnenglanz der erwachenden Idee des Schönen — Alles, was denkt und fühlt, strömt jubelnd dem neuaufgehenden Gestirn zu, die Humanisten, die Künstler, Alles vereint sich im fröhlichen Schaffen, und die Laien, geblendet von dem ungewohnten Licht, sinken ihnen zu Füßen und sagen ‚führet uns!' Ein Kaiser hat einem Albrecht

Dürer die Leiter gehalten, auf der er malte — und ein Rathsherr von Breisach, dessen Staub einst die Winde verwehen, mißhandelt dessen Lieblingsschüler wie einen Schuft! Da draußen habe ich alle Ehren meines Berufes genossen, und hier in diesem dunkeln Winkel muß ich mich mit Füßen treten lassen, weil ich einen Strahl aus jener lichteren Welt herüberbringe, der Euren lichtscheuen Augen weh thut — weil ich ein Künstler bin!"

„So geh' doch, so geh' wieder in Deine lichte Hölle, die Du Welt nennst, Du frecher Bube," donnerte Ruppacher ihn an, „warum bist Du nicht geblieben, wo Du warst, warum hast Du Dich so tief herabgelassen, unseren dunkeln Winkel aufzusuchen?"

„Weil ich Eure Tochter liebe, Vater Ruppacher, so innig liebe, daß mir kein Opfer zu groß ist für sie!"

„Und Du hast allen Ernstes geglaubt, Du ‚opfermuthiger' Herr, der Ruppacher werde so tief herunter sinken, daß er einem Künstler seine Tochter gäbe?"

„Ja, Vater Ruppacher, nach dem Ansehen, das der Künstler draußen genießt, konnte ich das denken."

„Ich kümmere mich nicht drum, wie's draußen ist, und wenn's dem Kaiser zehn Mal beliebt, dem Dürer die Leiter zu halten — oder gar die Schuhe zu putzen — ich halte mich an das, was hier zu Lande Brauch ist, und ich sage Dir, so wenig Du einen Altar in das Münster hineinbringst, der höher ist als das Münster selbst, so wenig wirst Du je ein Weib heimführen, das so viel höher steht als Du, wie meine Tochter!"

„Herr Rath, ist das Euer letztes Wort?"

Ruppacher schlug eine höhnische Lache auf: „Schnitz' mir einen Altar, der höher ist als die Kirche, in der er steht — dann sollst Du meine Tochter haben — eher nicht, so wahr Gott mir helfe!"

Ein herzzerreißender Schrei drang aus dem Nebengemach herein. Ruppacher ging hin und öffnete, Maili lag ohnmächtig hinter der Thür. Hans eilte herzu, aber Ruppacher hob den Arm gegen ihn auf:

„Scher' Dich von hinnen, oder ich präge Dir Deine Schande ins Angesicht, Du Mädchenverführer!"

Einen Augenblick war es dem Jüngling, als zucke ihm das heilige Messer, das ihm ein Kaiser geschenkt, damit er Künstler werde, in der Tasche. Er kämpfte einen inneren Kampf, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne perlten, aber das Messer blieb in der Tasche, er hatte sich besiegt, neigte stumm das Haupt und ging. Glühend heiß brannte ihm die Sonne auf den Scheitel, als er hinaustrat, ihm schwindelte, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, er mußte sich einen Augenblick an den Thürpfosten lehnen, um nicht umzusinken. Dann eilte er fort, aber nicht in sein Haus, sondern zum Münster hinauf, zu seinem alten Freund, dem Kaiserbaum.

Es war ein göttlich schöner Mittag, schattenlos lag die Welt vor ihm, die senkrechten Sonnenstrahlen verbannten jede Dunkelheit; Glanz und Herrlichkeit strahlte von dem blaugewölbten Firmamente nieder, strahlte wieder von dem grünen Erdreich, von dem rauschenden Strom. Wie ein

Märchenschloß hob sich in der Ferne die stolze Burg der Sponeck von dem goldenen Hintergrunde ab, und in starker Brandung, wie ein leidenschaftlich Liebender sich zu den Füßen der Geliebten stürzt, bespülte der Rhein den schroffen Felsen, der ihr zum sicheren Fußgestell diente. Drüben am jenseitigen Ufer schäkerten Elsässer Kinder und suchten mit Steinen herüberzuwerfen. Es war munteres deutsches Blut, denn das Elsaß ahnte damals noch nicht, daß es einst aufhören könne, deutsch zu sein, und daß es drei Jahrhunderte später statt Steinchen Mordkugeln herüberwerfe, um es nicht wieder werden zu müssen! Sehnsüchtigen Blickes schaute Hans nach der Richtung Straßburgs zu, das damals ein Hort deutscher Kunst und Bildung war. Aber der Glanz des reinen Himmels that ihm weh, die strahlend schöne Natur kam ihm heute vor wie eine theilnahmlose Freundin, die sich schmückt, während der Freund weint. Er setzte sich in die Nische unter den Rosenbaum, wo immer noch geheimnißvoll der segnende Schatten des todten Kaisers waltete, wo jede Rose unter seinen und Maili's Küssen

erblüht war; dahin trieb es ihn immer wieder, da hatte er stets sein Heil gefunden.

Aber was konnte ihm jetzt noch für ein Heil kommen? Konnte der Baum sich mit seinen Wurzeln aus der Erde reißen und zum Ruppacher gehen, für ihn zu bitten? Konnte der Kaiser, der bei Lebzeiten nicht wieder kam, nach dem Tode kommen, um ihm zu helfen? Und wenn auch der Baum sich aus der Erde höbe, und wenn auch der Kaiser aus dem Grabe stiege, und wenn auch Ruppacher's Herz sich erweichte — was hälfe es ihm? Ruppacher *selbst* könnte ihm seine Tochter nicht mehr geben, denn er hatte ja einen Eid gethan, daß er sie nur haben solle, wenn er einen Altar fertige, der höher sei als die Kirche, in der er stehe! Aber dies war ja unmöglich, und so war auch sein Wunsch unmöglich, — und es hätte ein Wunder geschehen müssen, um ihm zu helfen. Aber Wunder that Gott nicht für ein so unbedeutendes Menschenkind, wie er war.

Für ihn und Maili war keine Rettung, keine Hoffnung mehr!

Immer sah er das todesbleiche, geliebte Mäd-

chen vor sich, das er nicht mehr sehen durfte, und Schmerz, Verlangen und Wuth erpreßten dem sonst so starken Mann heiße, unaufhaltsame Thränen. Er begrub die schweißbedeckte Stirn in den Händen und schluchzte wieder wie vor Jahren hilflos wie ein Kind: „O mein Kaiser, mein Kaiser, warum bist Du mir gestorben?“ Aber diesmal war Maili nicht da, um ihm zu sagen, daß Gott bei ihnen sei, und keine Künstlervision richtete ihn wie damals mit stolzen Hoffnungen auf. Alles blieb still um ihn her, nur die Rosenkäfer flogen summend um die Rosen, und in den Lüften schrie ein Häher.

Da plötzlich gab ihm etwas einen derben Schlag in den Rücken.

Er fuhr zusammen, ihm war, als müsse der Kaiser hinter ihm stehen, wenn er umblicke. Aber es war nicht die Geisterhand des todten Kaisers, die ihn berührte; das Rosenbäumchen hatte sich endlich durch die eigene Kraft von der Rückwand der Nische losgerissen, in die Maili es hineingebunden, und war im Emporschnellen an Hans angeprallt.

Da stand es nun kerzengerade, weit über die Wölbung hinausragend, und jetzt erst sah Hans, wie viel höher das Bäumchen schon war, als die Nische, in der es gestanden. Und wie ein Blitz schoß jetzt dem armen Hans ein Gedanke durch den Kopf.

Ein kurzes Besinnen, ein Schrei des Jubels: „Herr, mein Gott, Du bist groß auch im Kleinsten, und Deine Wunder vollziehen sich noch!“

Was hatte ihn das Bäumchen gelehrt? Was war es, das ihn so plötzlich auf die Knie stürzen und den rauhen Stamm, wie wahnsinnig vor Freude, herzen und küssen ließ?

V.

Erfüllt.

Hans sah Maili nicht mehr, Vater Ruppacher begriff, daß er das Mädchen nicht mehr hüten könne, und brachte sie selbst in das Kloster Marienau, damit sie weder Wort noch Blick mit dem Geliebten wechseln könne. Aber die Clausur der jungen Gefangenen war doch nicht so streng, daß nicht hin und wieder ein Gruß, ein Lied und ein hoffnungerweckendes Wort Hans Liefrink's zu ihr gedrungen wäre.

Auch Hans lebte indessen wie ein Einsiedler in seiner Klause. Vom ersten Tagesgrauen bis in die Nacht hinein arbeitete er ohne Ruh' und Rast, und kein Bitten noch Schelten konnte ihn bewegen, sein Werk einem Unberufenen zu zeigen. Das stehe nicht in seinem Vertrag, entgegnete er auf jedes dahin zielende Verlangen, und so wuchs die Neugier der Breisacher aufs Höchste.

Zwei lange Jahre waren vergangen, die ersten Reformationskämpfe, viel schwere Tage waren an Breisach vorüber gezogen. Hans hatte sich durch Nichts beirren lassen, unverdrossen hatte er weiter gearbeitet, ohne nach rechts oder links zu schauen, und endlich im Sommer des Jahres 1526 erschien er auf dem Rathhaus und erklärte das Werk als vollendet.

Nun war große Bewegung in Breisach. Das Münster wurde auf drei Tage geschlossen, so lange der Altar aufgestellt wurde. Hunderte von Neugierigen umstanden Hans Liefrink's Haus und die Kirche, um etwas von dem Werke zu erspähen; aber fest verhüllt kamen die einzelnen Theile aus der Werkstatt, und die Spannung steigerte sich immer mehr.

Am vierten Tag war Mariä Himmelfahrt, und an diesem sollte der Altar eingeweiht werden. Schon in aller Frühe wogte eine unabsehbare Menschenmenge den Berg herauf, dem nun wieder geöffneten Gotteshaus zu. Frohlockend ertönte die große Glocke weithin über den Rhein und die Ortschaften. In ganzen Zügen, zu Fuß und zu

Wagen, strömten die Landleute vom Kaiserstuhl und vom Elsaß herüber, um das Wunderwerk zu sehen, von dem schon seit zwei Jahren die Rede war.

Hans Liefrink war schon seit Tagesanbruch in der Kirche. Noch einmal betrachtete er prüfenden Auges seine Arbeit, und als die große Glocke über seinem Haupte anschlug, die Gläubigen zu rufen, da überflog ein leises Zittern seine hohe schlanke Gestalt, er nahm das Käppchen ab und sprach mit gefalteten Händen: „Herr, nun segne meinen Schweiß!“

Es war ein kurzes Gebet, aber wer jemals gearbeitet hat, jahrelang im Schweiße seines Angesichts, um seine ganze Zukunft, sein ganzes Glück, der weiß, wie Hans Liefrink bei den wenigen Worten zu Muthe war, und unser Herrgott wußte es auch.

Nun strömte die Menge herein, und der schwere Augenblick war da, wo der Künstler das Werk seiner einsamen Tage- und Nächte der Oeffentlichkeit übergiebt. Noch einen letzten Blick warf Hans Liefrink auf seine Schöpfung, dann ver-

schwand er und beobachtete in banger Spannung den Eindruck, den sie auf das versammelte Volk machte. Die Morgensonne warf ihre vollen Strahlen herein, gerade auf den Altar, und ein Ausruf des Staunens, der Freude und Bewunderung schallte von dem hohen Gewölbe wieder.

Da stand sie den Leuten vor Augen, die ganze himmlische Glorie, sichtbar, greifbar in ureigenster Gestalt. Gott, Vater und Sohn, in ihrer Mitte Maria, die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt demüthig neigend unter der Krone, die Vater und Sohn über ihr emporhielten. Ein Sturm der Freude schien durch den ganzen Himmel zu wehen, wie im Sturme flatterten die Gewänder und Locken der Himmlischen; war das wirklich Holz, steifes hartes Holz, was da so beweglich schien? War es möglich, das Leblose lebendig zu machen? Regten sich diese Gestalten? Und diese Engelschaaren, die im wilden Jubelchor Halleluja sangen! Und die Heiligen alle, jeder so ganz natürlich und so besonders in seiner Art. Alle Figuren in Lebensgröße, und das Ganze umwunden und gekrönt von dichten Ranken künst-

lichen Laubwerks, deren mittelste mächtig aufstrebend sich noch an der Wölbung des Chors hinzog. Das ungeübte Auge der einfachen Leute konnte es nicht auf einmal überblicken all' das Herrliche, was es da zu schauen gab. Solch' ein Werk hatte noch Keiner gesehen von allen, die da waren, und die harmlosen Seelen nahmen ihn mit kindlicher Ehrfurcht in sich auf, den nie geahnten Zauber der Kunst.

Das Hochamt begann, solch' ein Amt war nicht gehalten, so lange man denken konnte. Schauer der Andacht durchzogen die Kirche, von Angesicht zu Angesicht hatten die Leute noch nie den Himmlischen gegenüber gestanden — wie mußte da gebetet werden! Und als die Schellen der Wandlung ertönten, da wagte Keiner aufzublicken — sie meinten Alle, der Erlöser da oben müsse nun lebendig werden und herausſteigen aus seinem Rahmen.

Als aber der Gottesdienst vorüber war, da drängte Alles unaufhaltsam heran, um den Meister zu sehen, der das Werk geschaffen.

Der Meßner wurde abgeschickt, Hans Liefrink zu suchen.

Da trat er hinter dem Altar hervor, bescheiden und tiefbewegt, aber so schön und so voll unbewußten echten Stolzes, daß jedes Auge mit Entzücken an ihm hing. Der Bürgermeister, der einst das erste gute Wort im Rath für ihn gesprochen, trat ihm entgegen und schüttelte ihm glückwünschend die Hand, der ganze Rath folgte seinem Beispiel, mit Ausnahme Ruppacher's, der finster an einer Säule lehnte, weil er nicht durch das Gedränge hatte entkommen können. Seine Tochter hatte zu dieser feierlichen Gelegenheit die Klosterhut verlassen dürfen und stand hochaufgerichtet neben ihm, bleicher als je, aber mit einem selig verklärten Ausdruck in dem reizenden Gesicht.

„Findet Ihr nicht, daß die Ruppacherin der Mutter Gottes da oben ähnlich ist?" flüsterte Einer dem Andern zu.

„Ja, das ist wahr!"

„Und der Gott Vater dem Kaiser Max!" meinte ein alter Mann, „gerade so sah er aus!" Und wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen, der Liefrink habe die Maria Ruppacherin und den Kaiser Max abconterfeit.

„Ja, lieben Freunde," sagte Hans ruhig und vernehmlich, „das that ich, weil ich nichts Schöneres auf der Welt kenne, als Kaiser Max und Jungfrau Ruppacherin. Gott hat die Menschen zu seinen Ebenbildern geschaffen, und der Künstler, der den Schöpfer darstellen soll, hat das Recht, sich an diejenigen zu halten, von denen er denkt, daß sie ihm am ähnlichsten sind."

„Gut gesagt!" hieß es von allen Seiten.

„Meister Liefrink, Ihr kommt noch in den Gemeinderath, das prophezeihe ich Euch!" sagte der Bürgermeister.

Jetzt näherte sich Hans kühnen Schrittes der Bank, wo Ruppacher sich vergeblich bemühte, seine Tochter mit sich fortzuziehen. „Halt, Meister Ruppacher!" rief er mit fester Stimme, „ich habe noch mit Euch zu reden, und Ihr müßt mich hören! Ihr stelltet mir vor zwei Jahren eine seltsame Bedingung, unter der allein Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben wolltet. Wißt Ihr's noch?"

Ruppacher schwieg verächtlich.

Hans fuhr fort: „Ihr verlangtet, was nicht möglich schien, ich sollte einen Altar schnitzen, der

höher ist als die Kirche, in der er steht — und Ihr thatet einen heiligen Eid, daß ich dann Eure Tochter haben solle. Nun, Meister Ruppacher, blickt über Euch, der Altar hier ist genau einen Schuh höher als die Kirche, und doch steht er darinnen — ich habe nur die Spitze umgebogen."

Ruppacher schaute hinauf und erbleichte — daran hatte er nicht gedacht! Eine Bewegung des Beifalls ging durch die Kirche.

„Also, Herr Rath," sprach Hans ruhig weiter, „ich habe meine Bedingung erfüllt, nun erfüllt Ihr Euern Eid und gebt mir Eure Tochter zur Frau!"

Ruppacher war wie vom Schlag gerührt, ihm wurde unwohl, die Leute mußten ihn stützen, aber er war eine starke Natur und erholte sich schnell. Er war nicht der Mann, mit Eiden zu spielen, Hans Liefrink hatte ihn beim Wort genommen, in einer Weise, die kein Mensch voraussehen konnte, das Wort mußte gehalten werden, und zwar mit Anstand und Würde. Ein Rathsherr durfte nicht vor allem Volke Aergerniß geben.

Eine lange Pause entstand, Hans wartete geduldig — endlich brach sich Ruppacher durch die Menge Bahn und führte stolz dem jungen Manne seine Tochter zu. „Ein Ruppacher hat noch nie seinen Eid gebrochen. Da habt Ihr mein Kind, wie ich's gelobt," sagte er trocken.

„Maria, mein Weib," jubelte Hans, der Zitternden die Arme entgegenbreitend.

Wer beschreibt den Blick, mit dem Maili nach siebenjahrelangem Hoffen und Harren in die Arme des Bräutigams sank; er mußte sie halten, sonst wäre sie vor ihm auf die Knie gefallen. Lautlos hielten sie sich umschlungen. Erfüllung, die schöne Himmelstochter, stieg zu ihnen nieder, und droben lächelte die holzgeschnitzte Maria und der zum Gott erhobene Kaiser Max freundlich auf sie herab, und alle Anwesenden freuten sich mit.

Einige junge Burschen liefen hinaus, brachen in aller Eile Zweige vom Rosenbäumchen und flochten zwei Kränze für das Brautpaar. Unter lautem Beifall krönten sie den Meister und seine Braut; aber demüthig nahm Hans seinen Kranz ab und legte ihn auf den Altar nieder: „Gottes seien

diese Rosen — er hat mich gerettet durch sie! Siehst Du Marie," flüsterte er und deutete empor nach der umgebogenen Spitze des Altars, „das hat mich das Kaiserbäumchen gelehrt! Euch aber, Herr Rath, mag es erkennen lehren, daß Einer sich beugen kann und doch größer sein als die, so ihn gebeugt!"

Drei Wochen später wurden Hans und Maili vor demselben Altar getraut.

Es war eine Hochzeit, wie Breisach keine prächtigere gesehen, die dankbare Stadt hatte Hans eine Summe für sein Werk ausbezahlt, die für die damalige Zeit ein kleines Vermögen war, und der Gemeinderath ließ es sich nicht nehmen, dem Künstler noch obenein die Hochzeit auszurichten.

Vater Ruppacher aber war gar nicht mehr so verdrießlich, wie man hätte denken sollen, denn er hatte nun doch Respect vor den „brodlosen Künsten" seines Schwiegersohns bekommen.

Dies die Geschichte des Meßners in Breisach, die mir mit ihrem Rosenduft und ihrer frommen Einfalt durch die Seele zog, als ich in finsterer Sturmnacht dem wilden Kampfe um unsere Grenzen lauschte.

Noch in derselben Nacht verstummten die Geschütze. Als ich durch Ginster und Gestrüpp in der Dunkelheit den Schloßberg hinabkletterte, hörte ich sie schon nicht mehr; am anderen Morgen kam die Nachricht von Neubreisachs Uebergabe. Das liebliche Altbreisach mit seinen historischen Erinnerungen und dem ehrwürdigen Münster war gerettet.

Jetzt ist er beendet der heiligste Krieg, der je gekämpft. Es sind wieder deutsche Kinder, die drüben vom Elsässer Ufer Steinchen über den Rhein werfen, wenn sie es auch selbst noch nicht wissen und fühlen, sie sind es doch! Und wir hier im Breisgau, die wir noch immer an der alten Kaisertradition gehangen und gleich den Helden dieser Erzählung so lange mit Sehnsucht auf einen Kaiser gewartet, wir brauchen nicht mehr wie jene zu klagen: „Der Kaiser kommt nicht wieder," — wir jubeln heute aus vollem Herzen: „Der Kaiser ist wieder da!"

In gleichem Verlage und derselben Ausstattung erschienen unter dem Titel:

Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection

auch noch folgende Werke zum Preise von 3 Mark pro Band, elegant gebunden mit Goldschnitt:

Immensee. Von **Theodor Storm.** 73. Auflage.

Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von **Gustav zu Putlitz.** 51. Auflage.

Die Irrlichter. Von **Marie von Petersen.** 48. Auflage.

Zur Chronik von Grieshuus. Von **Theodor Storm.** 7. Auflage.

John Riew'. Novelle von **Theodor Storm.**

Die braune Erica. Novelle von **Wilhelm Jensen.** 8. Auflage.

Walpurgis. Von **Gustav zu Putlitz.** 6. Auflage.

Ein Fest auf Hadersleyhuus. Novelle von **Theodor Storm.** 3. Auflage.

Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von **Gustav zu Putlitz.** 20. Auflage.

Bötjer Basch. Eine Geschichte von **Theodor Storm.** 7. Auflage

Etiquette. Eine Rococo-Arabeske von **Ossip Schubin.** 2. Auflage.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In gleichem Verlage und derselben Ausstattung erschienen unter dem Titel:

Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection

auch noch folgende Werke zum Preise von 3 Mark pro Band, elegant gebunden mit Goldschnitt:

Ein Bekenntniß. Novelle von **Theodor Storm.** 1. Auflage.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** 4. Auflage.

Dolorata. Novelle von **Ossip Schubin.** 2. Auflage.

Kirke. Eine Reise-Novelle von **E. Heinrich Geffcken.**

„Es waren zwei Königskinder." Von **Theodor Storm.** 5. Auflage.

Mal' occhio. Novelle von **Ossip Schubin.** 2. Auflage.

Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von **Theodor Storm.** 11. Auflage.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von **Marie von Petersen.** 25. Auflage.

Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von **Hans Hopfen.**

Zwei Weihnachtsidyllen. Von **Theodor Storm.** 7. Auflage.

Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Von **Jul. Rodenberg.** 2. Auflage.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In gleichem Verlage und derselben Ausstattung erschienen unter dem Titel:

Paetel's Miniatur-Ausgaben-Collection

auch noch folgende Werke zum Preise von 3 Mark pro Band, elegant gebunden mit Goldschnitt:

Auf der Universität. Von Theodor Storm. 5. Auflage.

Zwei Novellen. Von Marie von Olfers.

Ein grünes Blatt. Zwei Novellen von Theodor Storm. 5. Aufl.

Eekenhof. Im Brauerhause. Zwei Novellen von Theodor Storm. 2. Auflage.

Hans und Heinz Kirch. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

Drei Novellen. Von Theodor Storm. 3. Auflage.

In St. Jürgen. Von Theodor Storm. 4. Auflage.

Im Schloß. Von Theodor Storm. 3. Auflage.

Schweigen. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. 6. Auflage.

Der König hat gesprochen. Erzählung von Caroline Woerner.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

34372

PT
2358
.H3
H7

Hillern, Wilhelmine von

Höher als die Kirche.

DATE | ISSUED TO

APR 1 1963

34372

Y0-CDC-160